Zeitschrift: Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie = Économie et sociologie rurales [1980-2007]

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie

Band: - (1982)

Heft: 1

Artikel: Industrialisierung einer agrarischen Region : Fluch oder Segen?

Autor: Hugger, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-966427

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

INDUSTRIALISIERUNG EINER AGRARISCHEN REGION - FLUCH ODER SEGEN ?

Paul Hugger

Zu den Faktoren, die das Dasein und das Wirtschaften des heutigen Bauern bedingen, gehört ohne Zweifel auch die Industrie. Ein bäuerliches Wirtschaften in rein ländlichen Räumen gibt es immer weniger. Die industrielle Präsenz und ihre Auswirkungen gehören zum bäuerlichen Alltag, vor allem in einem Land wie der Schweiz. Mehr als blosse Koexistenz scheint mir der Wille zur Kooperation zwischen diesen beiden Bereichen unserer Wirtschaft zwingend für die Zukunft zu sein.
Von den Auswirkungen solcher Industrialisierung in einem bis dato vorwiegend ländlichen Raum sei hier die Rede, und zwar auf Grund einer Untersuchung, die mich in den 70er Jahren beschäftigt hat und deren Ergebnisse ich 1976 und 77 in Buchform vorgelegt habe. Es sind also Forschungen, die einige Jahre zurückliegen. Wenn ich mir heute gestatte, sie Ihnen hier zu skizzieren, so geschieht es aus einer doppelten Ueberlegung heraus:

1) Treffen die Ergebnisse für die Region immer noch zu, ja sie haben durch die in den letzten Jahren in einzelnen Wirtschaftsbranchen erfolgte Krise eine erhöhte Aktualität erhalten.
2) Sind seither in der Schweiz, soweit ich sehe, keine ähnlichen Untersuchungen angestellt worden.

Es gibt in unserem Land zwei Gegenden, die lange Zeit ausgesprochene Agrarregionen waren, in herkömmlichen Lebensstrukturen verharrten und die erst spät, dann aber intensiv in den Sog einer Industrialisierung gerieten: das Wallis und das aargauische Fricktal. Beide sind Talsysteme innerhalb von Gebirgsmassiven, beide seit altem Durchgangsachsen des Verkehrs, beide an wichtigen Strömen gelegen, peripher zum schweizerischen Staatsgebiet, und was der Gemeinsamkeiten noch mehr sind.
Daneben gibt es Unterschiede. Unterschiedlich ist vor allem die Rezeption des Industrialisierungsprozesses. Dann kannte das Fricktal, im Gegensatz zum Wallis, bescheidene frühere Industrialisie-

rungsphasen, die dann in eine fast völlige Stagnation übergingen. Erst Jahre nach dem zweiten Weltkrieg kam der grosse Schub, und zwar von der Chemie aus der Region Basel her.
Lassen Sie mich also kurz die geschichtliche und wirtschaftliche Situation des Fricktals seit der französischen Revolution schildern.

Bis 1815 gehörte die Region zu Vorder-Oesterreich. Noch in unserem Jahrhundert hat Maria Theresia als Landesmutter ein Ansehen im Fricktal bewahrt, und bis heute ist die Integration in den Kanton Aargau nicht voll gelungen, wobei es Aarau manchmal auch am nötigen Fingerspitzengefühl fehlen liess und wohl noch lässt.
Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts blieb das Fricktal fast rein bäuerlich, mit Ausnahme der zwei kleinen Landstädte Rheinfelden und Laufenburg. Um die Jahrhundertmitte werden die Salzvorkommen im unteren Teil des Fricktals entdeckt. Man beginnt, die Lager abzubauen.
Und dann kommt es zu einem interessanten Vorgang. Auf der deutschen Seite setzt eine starke Industrialisierung ein. Schweizer Fabrikanten sind daran beteiligt. Sie werden zu Pionieren der Industrie im Raum Säckingen-Waldshut. 1835 waren nämlich durch die Gründung des Deutschen Zollvereins die Binnenzölle in Deutschland weggefallen. Nun bestand ein Anreiz für die Schweizer Industriellen, jenseits der Grenze auf deutschem Boden Fabriken zu gründen und so den grossen deutschen Markt zu beliefern. Es handelte sich vor allem um Textilwerke. Die Fabrikgründer kamen vorwiegend aus der Aaregegend, wie etwa die Bally aus Schönenwerd. Sie übersprangen mit ihren Fabrikgründungen gleichsam das Fricktal. Die deutsche Rheinseite wurde zum Arbeitsort der Fricktaler Bevölkerung, die dieses Grenzgängerschicksal über Jahrzehnte kannte. Die Fricktaler, vor allem aus den rheinnahen Gemeinden, unterhielten denn auch weit engere Beziehungen zur deutschen Nachbarschaft als zum Kantonshauptort Aarau. Man rechnete mit Mark und Pfennig und wechselte Schweizergeld, wenn man in die Kantonshauptstadt fuhr.
Dieser Zustand dauerte bis zum ersten Weltkrieg, auch wenn um die Jahrhundertwende einige industrielle Werke entstanden waren, so etwa die Bandwebstuhlfabrik Jakob Müller in Frick oder die Bata-Schuhfabrik in Möhlin. Der erste Weltkrieg brachte eine Ruptur, die Bande zwischen hüben und drüben rissen. Das Fricktal aber blieb "sottoccupato", es mangelte weiterhin an Arbeitsplätzen. Nun war man eben gezwungen, in die schweizerische Nachbarschaft, vor allem

die Region Basel, auszupendeln. Noch 1960 waren es fast 40 Prozent der Erwerbsbevölkerung.

Erst die Industrialisierungswelle, welche die chemische Grossindustrie seit den späten 50er Jahren auslöste, brachte Dynamik in diese Verhältnisse.

Was veranlasste die Basler Chemie, ins Fricktal auszuweichen? Es waren die räumliche Enge am städtischen Standort, die Ueberlegung, Produktionsstätten in der Schweiz zu erhalten und unser Land nicht zum ausschliesslichen Verwaltungszentrum weltweiter Konzerne werden zu lassen. Das mittlere Fricktal bot sich aus gewichtigen Gründen an: Hier fand sich ideales Baugelände für Industriewerke, verkehrsgünstig gelegen (Autobahn, Eisenbahn), flach und problemlos als Baugrund, nahe dem Rhein (Wasserentnahme). Dann standen auch personal-technische Ueberlegungen im Vordergrund. In einer Pendlergegend liess sich der Pendlerstrom anzapfen, anderseits bot die Grenzlage die Möglichkeit, Grenzgänger zuzuziehen.

Heute stehen drei grosse Werke in der Gegend: Ciba-Geigy Stein (Betriebsaufnahme 1957), Roche Sisseln (Betriebsaufnahme 1965) und Ciba-Geigy Kaisten (Betriebsaufnahme 1971). Alle Betriebe sind in ihrer baulichen Entwicklung noch nicht abgeschlossen, allerdings in unterschiedlichem Ausmass (1).

Die drei Werke haben die ganze Entwicklung von der Industrieeuphorie anfangs der 60er Jahre bis zur Industriefeindlichkeit ein Dezennium später miterlebt. Im Fricktal wirkten sich vor allem die leidvollen Erfahrungen mit den Fluorimmissionen der Aluminium Werke Badisch-Rheinfelden (Alusuisse) aus. Besonders die bäuerliche Bevölkerung in der Region Möhlin-Mumpf war davon betroffen. Das hatte sich in den 50er und 60er Jahren abgespielt. Das Drama verdiente eine eigene Darstellung und würde belegen, wie man von hoher und höchster Warte aus eine bäuerliche Bevölkerung für dumm hielt und mit fraglichen Expertenberichten um legitime Ansprüche betrog. In unserem Zusammenhang ist wichtig, dass dadurch die Bevölkerung für Fragen industrieller Immissionen sensibilisiert wurde. Die Spesen des Verhaltens der Alusuisse hatte die chemische Industrie zu tragen. Sie war gezwungen, besonders umweltgerecht zu

---

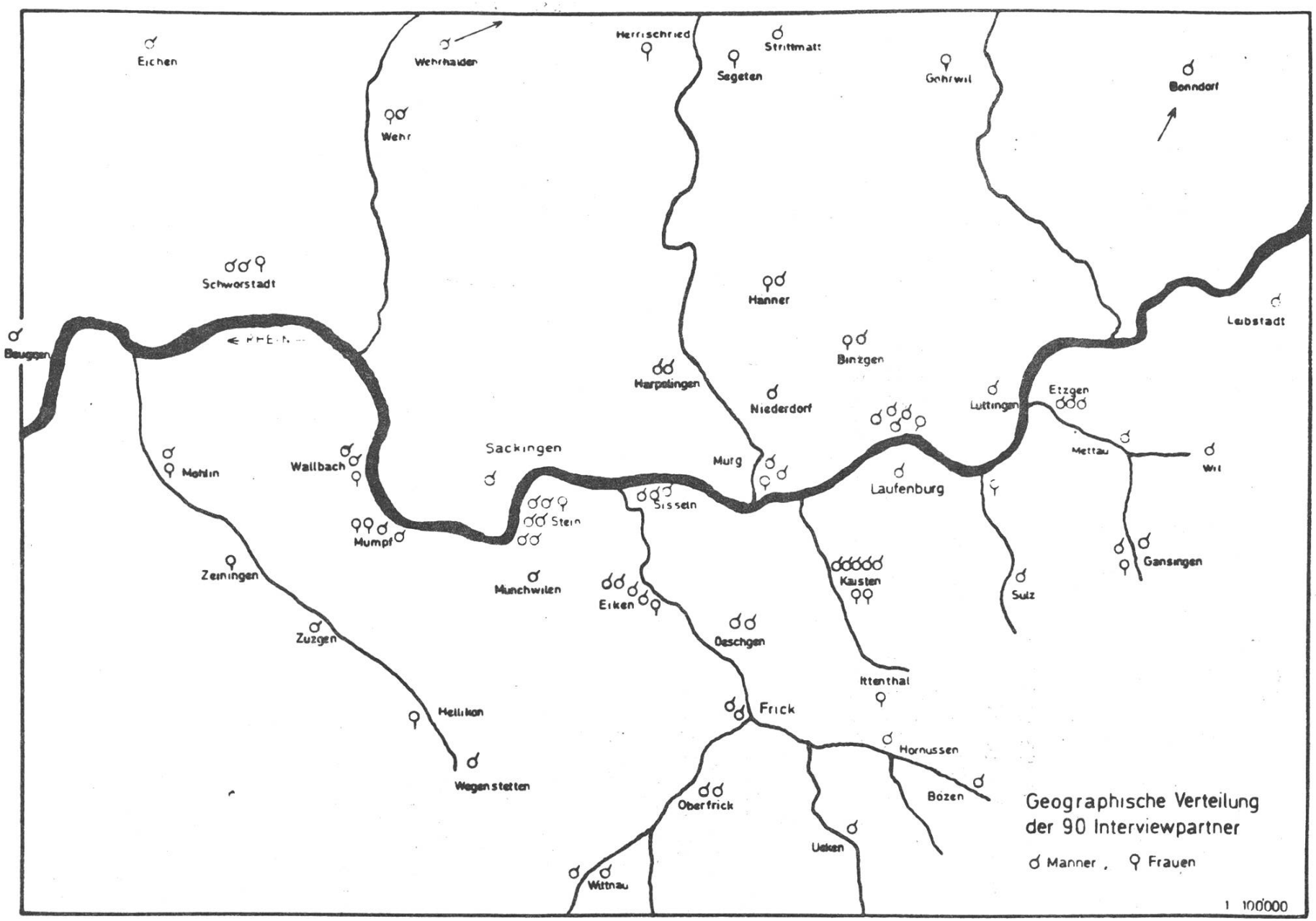
(1) Belegschaftszahlen 1982: Stein 1200, Sisseln 600, Kaisten 370.

bauen, die industriellen Immissionen auf ein Minimum zu beschränken und eine sorgfältige Information der Bevölkerung zu betreiben. Während die Standortsgemeinden naturgemäss die Industrieniederlassungen begrüssten, bildete sich in anderen Gemeinden Opposition, wobei neben der berechtigten Sorge um die Erhaltung der Lebensqualität wohl auch der Neid eine Rolle spielte.

Als ich anfangs der 70er Jahre beschloss, den Industrialisierungsprozess im Fricktal zu untersuchen, war, vor allem in den Städten, die anti-industrielle Welle auf dem Höhepunkt. Die Basler Nationalzeitung brachte Reportagen aus dem Fricktal, die von schweren Spannungen sprachen und ein negatives Bild der Entwicklung zeichneten. So ging auch ich mit negativen Vorzeichen an die Arbeit, überzeugt, eine Entwicklung vorzufinden, die für die betreffende Region letztlich schwere Nachteile bringen würde.

Als einzelner Forscher ist man gezwungen, zeitökonomisch vorzugehen. Ich führte meine Untersuchung auf zwei Ebenen: Einmal auf der des Individuums, und hier bot sich der Chemiearbeiter geradezu an. An seiner Biographie, an seinen Lebensbedingungen und Einstellungen sollte sich als dem Direkt-Betroffenen Grundsätzliches über die Auswirkungen der Industrialisierung auf den Einzelnen ablesen lassen.

Dann auch auf der Ebene der grösseren sozialen Gruppe, der Gemeinden. Hier würden sich Auswirkungen auf eine ganze Bevölkerung zeigen. Es liesse sich dabei der Prozess der Anpassung einer ländlichen Bevölkerung an die sich rasch ändernden sozio-ökonomischen Bedingungen studieren. Meine Wahl fiel auf Stein, Sisseln und Kaisten, als Standortsgemeinden der drei Werke, und Gansingen, das seinen bäuerlichen Charakter erhalten hat, aber die Auswirkungen der Industrialisierung in der Nachbarschaft erfährt. Hier sei vor allem von der Untersuchung über die Lebensbedingungen des Chemiearbeiters die Rede. Sie beruht auf ausführlichen Interviews mit 90 Arbeitern der drei Werke; Interviews, die ich jeweils im Heim des Arbeiters oder der Arbeiterin durchführte, aus plausiblen Gründen. Die Kriterien der Auswahl kann ich hier nicht darlegen. Ueber die Verteilung und Geschlecht und nach räumlichen Gesichtspunkten gibt die Planskizze auf der nächsten Seite Auskunft.


Eichen
Wehrhalden
Herrischried
Strittmatt
Segeten
Gehrwil
Bonndorf
Wehr
Schworstadt
Hanner
Leibstadt
Beuggen
RHEIN
Binzgen
Harpolingen
Niederdorf
Lutzingen
Etzgen
Mettau
Wil
Mohlin
Wallbach
Sackingen
Murg
Laufenburg
Sisseln
Stein
Mumpf
Gansingen
Zeiningen
Munchwilen
Kaisten
Sulz
Eiken
Zuzgen
Oeschgen
Ittenthal
Hellikon
Frick
Hornussen
Wegenstetten
Bözen
Oberfrick
Ueken
Wittnau
Geographische Verteilung
der 90 Interviewpartner
♂ Manner , ♀ Frauen
1 100000

Hier werden uns die Ergebnisse bei den Schweizer Arbeitern (unter Ausklammerung der Pendler) beschäftigen:
Zuerst etwas über das Herkommen, die Kindheit und Jugend. Rund 70 Prozent meiner Gewährsleute stammten aus bäuerlichen Familien. Ein Drittel davon lebte fast ausschliesslich von der Landwirtschaft, zwei Drittel waren auf eine zusätzliche Beschäftigung angewiesen. Diese Väter waren also Rucksackbauern.

Wie sah diese Landwirtschaft aus? Die Betriebsgrösse war klein, 2½ - 5 ha im Schnitt. Die ausgedehntesten Betriebe lagen bei 8-10 ha oder rund 10 Stück Grossvieh (Kühe und Kälber zusammengerechnet). Sie galten im Fricktal schon als ansehnliche Höfe. Der Grossteil gehörte aber nach heutiger Auffassung zu den Klein- und Kleinstbetrieben mit drei bis fünf Stück Grossvieh (davon ein bis zwei Rindern), ein bis zwei Schweinen, ein paar Hühnern usw. Es kamen auch bäuerliche Betriebe mit 1 - 2 Stück Grossvieh vor. Dabei habe ich keine relevanten Unterschiede für Leute gefunden, die ihre Jugend in den 20er und 30er Jahren verbrachten, und jenen, die in den 40er Jahren geboren wurden. Schuld an dieser Liliputlandwirtschaft war die extreme Parzellierung, bedingt durch die Realteilung beim Tod der Eltern. Die Verhältnisse ändern sich erst in neuester Zeit. In den letzten 15 - 20 Jahren wachsen die Betriebe als Folge der Güterregulierung und allgemeiner Strukturänderungen. Zu den Kleinbetrieben in den Tälern von Mettau und Hornussen-Bözen gehörte vielfach ein Rebberg. Reben verlangen intensive Pflege. Deshalb wurden diese Höfe als Vollbetriebe geführt. Sonst aber waren die meisten Kleinbauern auf Zusatzverdienste angewiesen. Dabei erwies man sich als erfinderisch. Es ist erstaunlich, auf wieviele Weisen ein zusätzliches Einkommen gefunden wurde: in der Gemeinde selbst durch ein bescheidenes Amt oder dann auswärts in kleinen Unternehmen. Manchmal auch nur als Jagdaufseher für städtische Jagdpächter.

Arbeitete der Vater auswärts, so verrichtete er in der Frühe vor dem Weggang und abends nach der Rückkehr bäuerliche Arbeiten. Tagsüber besorgte die Frau den Stall. Die Kinder mussten entsprechend mithelfen. Oft hatte auch der Sonntag den bäuerlichen Arbeiten zu dienen.

Zur Familienstruktur: Die Kinderzahl in den Herkunftsfamilien unserer Arbeiter war hoch. Der Durchschnitt lag bei 5.5, mit Spitzen-

werten bei 12 und 14. Vereinzelt finden sich auch Familien mit einem Kind. Diese Zahlen liegen höher als in den umliegenden Regionen und haben sich natürlich auch auf die materielle Situation ausgewirkt.

Die Wohnverhältnisse: Im Gegensatz zur Vorstellung vom behäbigen Bauernhof lebten unsere Familien meist in räumlicher Enge, in niederen Stuben. Von einer Individualsphäre des Einzelnen konnte nicht die Rede sein. Bauernhäuser mit 3-4 Zimmern waren die Regel, und sind es zum Teil heute noch. Oft hatten die Grosseltern oder Onkel und Tanten ein Wohnrecht. Die Häuser waren vielfach im Besitzstand geteilt, sei es entlang der Firstlinie oder nach Stockwerken, manchmal auch im Zickzack. Bei grossen Familien schliefen die Kinder zu zweit in den Betten, zuweilen bis zum Alter von 16-17 Jahren, dem Augenblick, wo eines der älteren Kinder das elterliche Haus verliess. Die Toilette befand sich draussen im Stall, ohne Ausnahme, Badezimmer fehlten.

Ich verzichte hier auf Angaben über Ernährung, Kleidung und die sonstige Lebensweise. All das war geprägt durch eine gewisse Aermlichkeit.

Welche Ausbildungsmöglichkeiten nach der Volksschule standen den jungen Leuten offen? Nur die Hälfte der befragten Männer konnten eine Lehre absolvieren, von den Mädchen überhaupt keines. Besonders schwierig waren die Verhältnisse in den Krisenjahren. Sie besserten sich etwas in den 50er Jahren. Die einseitige wirtschaftliche Struktur des Fricktals mit den wenigen industriellen Kleinbetrieben und Werkstätten war mit an diesem Zustand schuld. Die Jungen mussten, um eine Lehrstelle zu finden, die Heimat verlassen, sei es, dass sie jenseits des Juras, im Raum Baden-Brugg - Aarau oder in der Region Basel ein Lehrverhältnis antraten. Eine solche Ausbildung weitab von zuhause war mit zusätzlichen Kosten verbunden. So kam es, dass auch nach dem Krieg in grösseren Familien erst die jüngsten Söhne einen Beruf erlernen konnten. Die älteren Geschwister mussten mit ihrem Verdienst zum Unterhalt der Familie beitragen, sofern sie nicht bereits weggezogen waren.

Zusammenfassend ergeben sich aus den Arbeiterbiographien folgende Erkenntnisse für die Lebensverhältnisse im Fricktal der letzten 50 Jahre:

1) Gegenüber dem wirtschaftlichen Leben der benachbarten Schweizergebiete bestand eine Art Phasenverschiebung. Der Wohlstand breiter Schichten ist im Fricktal neuesten Datums. Erst in den letzten 15-20 Jahren haben hier weite Kreise der Erwerbstätigen jenen grösseren materiellen Spielraum und auch die Entfaltungsmöglichkeiten erlangt, wie sie die umliegenden Gebiete der Schweiz bereits in den 50er Jahren kannten.
   Das Fricktal ist so lange Jahre im Windschatten der Konjunktur gestanten. Es war eine ärmliche Gegend, nicht aber eine eigentliche Elendsgegend. Die Armut garantierte immerhin das Lebensminimum. Da ein Grossteil der Bevölkerung diese bescheidenen Lebensverhältnisse teilte, wurde die Aermlichkeit nicht als Zurücksetzung empfunden.

2) Die Angaben, welche meine Gewährsleute über ihre Jugend machten, hinterlassen den Eindruck einer grossen Uniformität früheren Daseins, die aus den wirtschaftlichen Bedingungen erwuchs. Daraus resultierte eine gewisse Resignation, eine fast archaisch anmutende Ergebenheit in ein Schicksal, das keine anderen Zukunftsperspektiven kannte. Das mittlere Fricktal war durch eine gewisse Patt-Situation gekennzeichnet, eine Stagnation der wirtschaftlichen Bedingungen. Dies bedeutet aber nicht, dass das Leben automatisch trostlos und freudlos war. Nur erwuchsen die Freuden weniger aus Erfolg und Befriedigung über Leistung und beruflichen Aufstieg, sondern aus schlichten Ereignissen des Dorflebens und der Verbundenheit mit der Natur in ihrem jahreszeitlichen Rhythmus.

Durch den Eintritt in die Chemie vollzogen sich im Leben unserer Arbeiter tiefgreifende Veränderungen. Ich kann hier nur einige wesentliche Aspekte herausgreifen, muss also zum Beispiel das Problem der Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz unbeachtet lassen.

Die neuen Wohnverhältnisse: Zuerst überrascht der hohe Anteil an Hauseigentum. 60 Prozent der Schweizer Arbeiter besitzen selber ein Haus. Das Haus nimmt denn auch im Denken des Fricktaler Chemiearbeiters einen zentralen Platz ein. Zwischen den Einfamilienhäusern der älteren Arbeitergeneration und denen, welche in den letzten Jahren von jüngeren Arbeitnehmern gebaut worden sind, besteht ein grosser Unterschied. Während sich der Aufwand bei den älteren

Häusern in bescheidenem Rahmen hält, wirken die neuen Bauten sehr komfortabel, manchmal luxuriös: Living-room zum Teil mit Cheminée, mit bunter Keramik ausgekleidete Badezimmer, separate Toiletten, Küchen mit ausgesuchten Kombinationen usw.

Wie erklärt sich dieser Wohnkomfort, der in städtischen Verhältnissen durchaus den Ansprüchen leitender Angestellten entsprechen würde? Als Gründe muss in erster Linie die günstige Bauplatzbeschaffung erwähnt werden. Man hat oft den Baugrund ererbt oder konnte ihn zu guten Bedingungen von Verwandten erwerben.

Zweitens erfolgte die Kapitalbeschaffung zu günstigen Bedingungen bei den Pensionskassen der Firmen.

Der wichtigste Grund ist aber der dritte: Die Arbeiter erweisen sich beim Hausbau aus äusserst geschickte Kalkulatoren. Sie legen selber Hand an und verrichten einen Gutteil der Arbeiten aus eigener Kraft. Die Freizeit gilt dann vor allem dem Haus und der Gestaltung seiner Umgebung. Man muss erlebt haben, wie die jüngeren Arbeiter von ihrem Haus berichten, von den Um- und Ausbauplänen, um zu verstehen, welchen Stellenwert es in ihrem Privatleben einnimmt.

Dem aufwendigen Aeusseren entspricht das Innere. Ich charakterisiere hier die Inneneinrichtung der jüngsten Arbeitergeneration, die nach 1968 geheiratet hat. Wie sehen ihre Wohnzimmer aus? Beim Eintreten ist man überrascht. Dem Raum haftet ein gewisser Luxus an: Spannteppiche, Vorhänge, die bis zum Boden reichen, Sitzgruppen in bunt dekorativen Stoffen, vor allem aber, als pièce de résistance, die wuchtige Wohnwand. Sie beansprucht meist die Längsseite des Raumes, manchmal geht sie auch Uebereck. Reich gegliedert zeigt sie in Nischen und Vitrinen alle möglichen Ausstellungsstücke, wohl auch ein paar Reihen Bücher mit Goldprägung. Das Suchen nach dem dekorativen Effekt springt in die Augen. Meist geht der Sinn für das handwerklich Echte ab, und man begnügt sich mit Surrogaten. Zum Zimmerschmuck gehören auch ein paar Bilder, vielfach Reproduktionen süsslicher Sujets. Da und dort entdeckt man ein Spinnrad mit farbiger Schleife in einer Ecke oder eine Bodenvase mit Schilf. Typisch sind die vielen Grünpflanzen, neuerdings sind auch künstliche Blumen wieder beliebt.

Diese Stuben wirken bei aller Variation etwas stereotyp. Vieles erinnert an die Aussteuerkataloge grosser Möbelhäuser, auch wenn durchaus nicht billige Möbel angeschafft werden.

Garten und Pflanzland: Neun Zehntel der befragten Arbeiter besitzen einen eigenen Garten oder haben ein Areal gepachtet. Eine Reihe verfügt über weiteres Land, das sie meist ererbt haben. Sie haben vielfach die Felder, Aecker und den Wald verpachtet. Einzelne aber besorgen das Wiesland selber. Sie verkaufen das Heu an Bauern. Gut zwei Drittel sind Selbstversorger in Gemüse, wobei sie meist die Kartoffeln bei den Bauern beziehen.

Diese Zahl belegt, wie wichtig der Garten für den Fricktaler Arbeiter ist. Seine Beziehung zum eigenen Pflanzland ist eng; ihm widmet er einen grossen Teil der Freizeit. Der Garten deckt daneben einen nicht unbeträchtlichen Teil der Haushaltskosten. In der Freude am Selber-Pflanzen und Hegen äussert sich die alte Verbundenheit des Fricktalers mit dem Boden, seine bäuerliche Herkunft. Dort, wo man sich nicht selbst mit Gemüse versorgt, unterhält man vielfach Beziehungen zu bäuerlichen Verwandten, zu den Eltern oder Geschwistern, und so kann man von ihnen günstig Gemüse beziehen.

Eine besondere Gruppe bilden jene Arbeiter, die zuhause noch einen mehr oder weniger grossen Landwirtschaftsbetrieb betreuen. Es ist ungefähr ein Zehntel. Ihre Zahl scheint aber abzunehmen. Dafür hat sich (besonders auf deutscher Seite) eine Art des landwirtschaftlichen Nebenerwerbs entwickelt: Einzelne dynamische junge Leute betreiben dort zusätzlich zur Fabrikarbeit intensiv einen Zweig der Landwirtschaft, zum Beispiel Bullenzucht (Mastochsen) oder Getreidebau. Ob diese neuen Formen des landwirtschaftlichen Nebenerwerbs eine Zukunft haben, wird sich zeigen. Nicht alle sprechen gerne davon, weil sie das Gefühl haben, die Firma könnte es ihnen verübeln ("die volle Arbeitskraft gehört der Firma") und entsprechende Nachforschungen anstellen ("die bringen das mit Leichtigkeit heraus"). Vielfach bietet diese landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung den Leuten, die in der Firma körperlich nicht ausgelastet sind, eine Möglichkeit, sich physisch auszugeben und so zu entspannen.

Die übrigen Hobbies des Fricktaler Chemiearbeiters sind überra-

schend vielfältig. Da findet sich alles: von der Hundezucht, dem Aquarienbau, der im Fricktal beliebten Ornitologie über das Jassen und Kegeln bis zum Filmen und zur Tonbandjägerei. Da züchtet einer Wildschweine, ein anderer hält sich Hirsche. Ein dritter besitzt ein eigenes Pferd und nimmt es in Montur und Haltung mit jedem Herrenreiter auf. Und dann Petri Heil ! Alle Nebentäler des Fricktals münden in den einen grossen Fluss, den Rhein. Kein Wunder, dass das Fischen zu den beliebten Freizeitbeschäftigungen der Arbeiter gehört. Da stehen sie stundenlang am Ufer und verbringen zusammen mit ihren Kollegen von den Fischereivereinen oder der Familie das Wochenende in Hütten und Wiesen nahe am Wasser.

Es wäre noch vieles zu erwähnen. Die Vereinsmitgliedschaft der Arbeiter, die Einstellung zum Dorfleben, zur Nahrung, zum Konsum, der eigenen Familie, dem Fortschritt usw. Zwei Dinge greife ich noch heraus:

Die Ernährung, eine Gewohnheit, die wieder bei den bäuerlichen Ursprüngen anknüpft. Es ist dies die "Hausmetzgete". Sie feiert Urständ. Es sind in der letzten Zeit viele Arbeiter dazu übergegangen, selber zu schlachten. Sie tun das meist mit einem Kollegen zusammen. Sie kaufen im Herbst oder in den ersten Wintermonaten bei einem Bauern ein Schwein, dingen einen Störmetzger, mieten ein dörfliches Schlachthaus und das entsprechende Kühlhaus für einen Tag und eine Nacht. Oft wird aber auch auf dem Bauernhof direkt geschlachtet. Am Schlachttag assistiert man dem Metzger bei seiner Arbeit. Die Fleischstücke gelangen entweder direkt in die Kühltruhe, oder sie werden gebeizt und so für die Räucherung vorbereitet. Man macht Würste, Blut- und Leberwürste für den baldigen Konsum, Brat- und Rauchwürste, Dauerwürste. Zum Beizen und Räuchern bringt man das Fleisch meist einem Bauern, der eine Räucherkammer besitzt. Einzelne Arbeitnehmer aus der Chemie haben selber eine entsprechende Anlage. Rund ein Viertel meiner Schweizer Gewährsleute schlachten so selber oder sind an einem entsprechenden Unternehmen beteiligt.

Und dann im Zusammenhang mit der Mentalität dieser Arbeiter die Frage nach der Bewertung des Fortschritts. Sollte nach ihrer Meinung noch mehr Industrie ins Fricktal kommen, das Fricktal sich noch weiter industrialisieren? Hier unterscheiden sich die Antwor-

ten der Männer und der Frauen deutlich. Bei den Männern halten sich Pro und Kontra die Waage (23 zu 22). Bei den Verneinenden begründen die meisten ihre Antwort damit, dass es jetzt genüge, der Verdienst sei ja da. Einer spricht von der Verantwortung, die man für die Kinder habe, man müsse ihnen eine lebenswerte Umwelt hinterlassen. Ein anderer meint, man müsse noch atmen können. Ein dritter, ein Junger, befürchtet, noch mehr Industrie brächte zuviel Veränderung ins Dorf. Im allgemeinen dominiert das Bestreben, eine Landschaft, die man liebt, intakt zu halten.

Die Bejahenden machen meist gewisse Einschränkungen, in der Form von "Ja, aber ..." Weitere Industrie ja, aber sie dürfte keine zusätzliche Umweltverschmutzung und -belastung bringen. Viele sind sich dabei bewusst, dass dies kaum zu verwirklichen ist. Andere Einschränkungen lauten: "Die Industrie sollte räumlich begrenzt bleiben, damit nicht alles überbaut wird." Oder;"Noch einige Jahre, dann aber Schluss, damit keine Verstädterung eintritt, wie wir sie im Raum Pratteln haben. Die Bevölkerung sollte immerhin noch ein Stück Land besitzen können."

Bei den Frauen überwiegen die negativen Antworten um mehr als das Doppelte. Die Frauen antworten impulsiver. Sie reflektieren die Antwort weniger, lehnen gefühlsmässig eine stärkere Präsenz der Industrie ab. Da heisst es etwa ganz ungeschminkt: "Solange ich Arbeit habe, braucht es nicht mehr Industrie."

Kommen wir abschliessend zur Charakteristik des Chemiearbeiters, wie sie sich aus meiner Enquête ergibt.
Als erstes fällt seine tiefe Verwurzelung in der bäuerlichen Welt und der heimatlichen Landschaft auf. Unsere Arbeiter, die vorwiegend aus Bauernfamilien stammen, stehen zu ihrer Herkunft. Sie haben die Wertschätzung ländlicher Arbeiten beibehalten, die Stränge zur Vergangenheit sind nicht abgerissen. Immer wieder wird die Liebe zur Natur und Landschaft des Fricktals deutlich.

Der Liebe zur Landschaft entspricht die Hochschätzung der Häuslichkeit. Das Denken des Fricktaler Arbeiters kreist um seine Familie, um das Haus und den Garten. Der Ausgestaltung und Ver-

schönerung dieses Bereichs gilt sein wichtigstes Streben.

Der hohe Integrationsgrad in der Bevölkerung zeigt sich auch im äusseren Auftreten. Er gibt sich nicht bewusst als Arbeiter. Proletarisches Gehaben liegt ihm fern. In Sprache, Gestus und Kleidung ist er kaum von anderen Berufsschichten zu unterscheiden.

Der Fricktaler Arbeiter wirkt, verglichen mit städtischen Kollegen, in seinen Ansprüchen, die er an den Arbeitsplatz stellt, bescheiden. Seine Herkunft aus meist ärmlichen Verhältnissen, die Gewöhnung seit früher Jugend an Härten des Lebens haben ihn zäh und ausdauernd gemacht. So nimmt er auch heute weite Arbeitswege in Kauf und erträgt auch sonst physische Belastung ohne Widerspruch. Diese Voraussetzungen tragen zu einer grossen Arbeitszufriedenheit bei.

Anderseits haben gerade die Arbeitsbedingungen in der Chemie und der damit verbundene soziale Aufstieg dem Fricktaler Arbeiter zu einem Selbstbewusstsein verholfen, das ihm in der Vergangenheit, als er noch der kleine Rucksackbauer war, fehlte. Dieses Selbstbewusstsein erhält der ungelernte Arbeiter von einer Arbeitsstätte, die von ihm hochqualifizierte Kenntnisse verlangt, Einsichten in technische Zusammenhänge und ihm eine entsprechende Verantwortung überträgt. Vorbei sind die Zeiten, wo man als Wegpendler in Basel belächelt und von den Arbeitskollegen als "Fricktaler Chropfli" abgestempelt wurde. So erklärt sich die heftige Reaktion der Arbeiter, als sie im Zusammenhang mit der Ulich-Studie (1) von der Presse als Rucksackbauern bezeichnet wurden.

Daneben wären auch negative Züge zu erwähnen, wie mangelndes Interesse an politischen und gewerkschaftlichen Entscheidungen, Desinteresse am geistigen und kulturellen Leben.

Und nun ist eine Antwort auf die im Titel gestellte Frage zu versuchen, wobei ich besonders die Landwirtschaft im Auge habe. Eine Bemerkung vorweg: Die Frage der Vor- und Nachteile der Industria-

---

(1) Eine Untersuchung über die Einstellung der Arbeiter im Werk Kaisten zur Schichtarbeit, durchgeführt im Winter 80/81 unter der Leitung von Prof. E. Ulich, ETH Zürich.

lisierung ist vielschichtig, und es müssen bei der Beurteilung eine grosse Zahl von Faktoren berücksichtigt werden: Fragen des Landschaftsschutzes, der Oekologie, der kleingewerblichen Erschliessung müssten einbezogen werden. Das geht über die Kompetenz eines einzelnen Bearbeiters hinaus. Ich versuche eine Antwort auf Grund meiner volkskundlichen Enquêten.

Die Landwirtschaft hat im Fricktal durch die Industrialisierung eine Aufwertung erfahren, sowohl materiell wie prestigemässig. Diese Entwicklung ist an sich nicht selbstverständlich. Anderswo hat eine rasche Industrialisierung mit dem entsprechenden Verdienstangebot zu einer Aufgabe der Landwirtschaft oder wenigstens gewisser als unrentabel betrachteter landwirtschaftlicher Zonen und Zweige geführt. Nicht so im Fricktal! Hier bleibt praktisch kein Quadratmeter bäuerlichen Bodens unbebaut. Das hat viele Gründe. Einen haben wir ausführlich dargelegt: Das Stehen des Industriearbeiters zu seinem bäuerlichen Herkommen. Das Bearbeiten des Bodens, seine Pflege geniesst im Fricktal hohes Ansehen. Dazu kommt ein historischer Grund: Die meisten Fricktaler Bauern waren, wie wir gesehen haben, auf Nebenverdienst angewiesen. Sie waren zugleich Arbeiter. So konnte sich weder ein eigentliches bäuerliches Standesbewusstsein noch ein besonderes Arbeiterbewusstsein herausbilden. Man verkörperte beide Lebensweisen und Erfahrungen in sich, aber keine ganz. So bestehen bis in die neueste Zeit kaum soziale Ressentiments in dieser Hinsicht. Diese gegenseitige Verflechtung, die eine gewisse Solidarisierung mit anderen Berufsgruppen bewirkt, ist gesellschaftspolitisch gut, auch wenn die wirtschaftlichen Umstände, aus denen sie erwachsen, keineswegs erfreulich waren. Es bleibt abzuwarten, ob sich in den nächsten Jahrzehnten doch eine Polarisierung - hier Bauer - hier Arbeiter - herausbilden wird. Die Tatsache, dass die bäuerlichen Betriebe auch im Fricktal auf wenige "Grossbetriebe" zusammenschrumpfen, könnte darauf hinweisen.

Es ist aber auch zu fragen, ob sich gerade durch die hohe Wertschätzung bäuerlicher Arbeit nicht etwas von dem in das moderne Wirtschaften des Bauern hinüberretten lässt, was wir, vielleicht heute verpönt, als die Poesie bäuerlicher Arbeit bezeichnen, und deren Verlust im Geratter und Gestank der Maschinen gerade von intelligenten und sensiblen Bauern schmerzlich empfunden wird.

Positiv ist weiter zu vermerken, dass die Beschäftigungsmöglichkeiten in den regionalen Industriewerken - mit den entsprechenden Aufstiegschancen - zu einer Entlastung auch in der bäuerlichen Nachwuchsfrage geführt hat. Die Rivalität bei der Hofnachfolge ist stark abgebaut worden. Das kommt der Landwirtschaft zugute. Neid und Missgunst sind keine sozialen Promotoren.

Nicht zu verachten ist ein materieller Gesichtspunkt. Durch die guten Löhne fliesst Geld in die regionalen Wirtschaftskanäle, die auf vielen Wegen auch der Landwirtschaft zugute kommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der Personalchef von Roche Sisseln erzählte mir dieser Tage, dass er einen jungen Arbeiter eingestellt habe, der ihm rundwegs erklärte, er bleibe nur für wenige Jahre, solange, bis er das Geld erspart habe, um seine Geschwister bei der Hofnachfolge auszahlen zu können.

Sodann ist die grosse Zahl landwirtschaftlicher Nebenerwerbsbetriebe zu erwähnen, die weiterhin eine für das Fricktal typische Erscheinung sind. Sie verdanken ihre Existenz weitgehend der Beschäftigung in der Industrie. Sie haben sich in Zeiten der Rezession als wirksame Puffer erwiesen. Man hat im Jura ohnehin Schwierigkeiten, einen Betrieb aufzubauen, der zwei Generationen zugleich als Erwerbsgrundlage dienen kann. Denn dies ist eine Voraussetzung für einen Vollerwerbsbetrieb. Vater und Sohn müssen mindestens eine Zeit lang vom Hof leben können. Darum ist es wesentlich, dass einer der Beteiligten einem Nebenerwerb nachgehen kann.

Einige neueste Zahlen zu den Nebenerwerbsbetrieben, wie sie mir von den betreffenden Gemeindekanzleien mitgeteilt wurden:

- Sulz bei rund 25 Betrieben 5, ein Fünftel
- Gansingen bei 48 Betrieben 14, ein Drittel
- Kaisten bei 35 Betrieben 4 (resp. plus 6 Rentnerbetriebe), also ein Siebtel (oder ein Drittel).

Und ein letzter Punkt: Es ist für das Selbstbewusstsein (die Identität) und das Eigenleben einer Region wesentlich, eine industrielle Infrastruktur zu besitzen, welche eine genügende Zahl von Arbeitsplätzen auch für den eigenen Nachwuchs anbietet. Dadurch wird der Entvölkerung begegnet. Das Fricktal verfügt als Folge der Industrialisierung über ein erstarktes Selbstbewusstsein, was neben

den städtischen Ballungszonen Basel und der Aare - Limmatrinne - wichtig ist. Das hat sich nicht zuletzt in der Gründung der Pro Fricktal niedergeschlagen, der gewisse separatistische Neigungen nicht abgesprochen werden können.

Es ist einleuchtend, dass eine solche positive Bilanz (bei der ich gewisse negativen Aspekte unterschlagen habe) nur solange gilt, als die Industrie eine gewisse Grösse nicht überschreitet. Vorderhand besteht im Fricktal ein Gleichgewicht, das allen Beteiligten zugute kommt. Es wird vom Masshalten abhängen, ob die positiven Aspekte auch in der Zukunft überwiegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Analyse der Auswirkung einer Industrialisierung nur für die untersuchte Region gilt und dass die Ergebnisse nicht unbedacht auf andere Gebiete übertragen werden können. Das muss in unserem durch Konfiguration und Geschichte so vielfältigen Land immer wieder betont werden.

Ein abschliessender Vergleich mit dem Wallis mag dies verdeutlichen. Dort verlief ja bei einem ähnlichen Prozess vieles so anders. Ich zitiere etwa die Untersuchung von Karl Josef Landtwing, "Die Arbeiterbauern des Lonza-Werkes Visp und ihre Kulturlandschaft" (Zug 1979) S. 126, wo gezeigt wird, "wie die durch die Arbeiterbauern ausgelösten aktuellen Prozesse in das Gleichgewicht der traditionellen Kulturlandschaft eingreifen. Dadurch werden neue Sachzwänge geschaffen, welche die Funktionsfähigkeit des bisherigen Systems zunehmend erschweren".

Ich lasse bei meinem Vergleich die rein geographischen Faktoren wie die verhältnismässig geringe Vertikalität des Fricktals beiseite.
Wichtiger erscheint mir dies: Es hat sich im Fricktal (im Gegensatz zum Wallis) kein Vorgang abgespielt, den der Ethnologe als Kulturschock bezeichnet, ausgelöst durch das Zusammenprallen zweier völlig anders gearteter und anders wertender Kulturen. Dabei konnte man in den 30er und 40er Jahren beide Regionen als "rückständig" bezeichnen, gemessen an der allgemeinen zivilisatorischen Entwicklung. Aber beim Fricktal konnten sich archaische Gesellschaftsstrukturen viel weniger halten und so den Uebergang zur Moderne erschweren. Beim Wallis handelte es sich um ein abge-

schlossenes, sozusagen introvertiertes Sozialgebilde mit Strukturen, die alten Gesellschaftsordnungen anhaften. Im Fricktal bestand diese Abgeschlossenheit in weit geringerem Mass. Gerade durch das mühsame und oft leidvolle Auspendeln kam der Fricktaler früh in Kontakt mit städtischen Lebensverhältnissen und Wertungen. Das bewirkte eine gewisse Immunität, die sich bewährte, als der Wohlstand ins Fricktal selbst kam. Man war nicht bereit, deswegen alte Gewohnheiten über Bord zu werfen.

Eine gewisse Rolle spielt ohne Zweifel der Tourismus mit seinen Folgeerscheinungen, wie etwa der Möglichkeit, durch Bodenspekulation zu leichtem Gewinn zu kommen, und den daraus sich ergebenden verheerenden Auswirkungen auf die Mentalität.

Der Tourismus ist im Fricktal kaum nennenswert.

Und schliesslich noch das Gewicht der Geschichte. Jede Region hat ihre Vergangenheit, die bewusst oder unbewusst die gegenwärtige Einstellung beeinflusst. Im Fricktal wirkt ohne Zweifel die lange österreichische Phase nach, mit der aufgeklärten josephinischen Verwaltung und Mentalität. Das brachte, bei aller Katholizität, ein distanziertes Verhalten gegenüber der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit in der Bevölkerung, aber auch eine kritische Distanz gegenüber Schlagwörtern des Fortschritts.

Meine Ausführungen mögen belegen, wie sehr planerische Massnahmen in der Schweiz sich auf die Kenntnis der gesellschaftspolitischen und kulturgeschichtlichen Faktoren einer Region abstützen müssen. Dies heisst: Auch die Frage der Anpassung des Bauern an die Zwänge einer Entwicklung stellt sich je nach Region unterschiedlich, muss je nach lokalen Faktoren anders beantwortet werden.

LITERATUR

Hugger, P., Lebensverhältnisse und Lebensweise der Chemiearbeiter im mittleren Fricktal. Eine Studie zum sozio-kulturellen Wandel eines ländlichen Gebietes. Basel, 1976.

Fricktaler Volksleben, Stein-Sisseln - Kaisten - Gansingen, Basel, 1977.

Anschrift des Verfassers: Dr. Paul Hugger
Gotthardstrasse 25
4000 Basel